

## TAGUNG

## Angst, die Kontrolle zu verlieren. Das Entwicklungsgebiet Phoenix in Dortmund

Ulrich Brinkmann



**Blick von Süden auf das Entwicklungsgebiet Phoenix-West. Der Gasometer mit dem weithin sichtbaren Hoesch-Schriftzug und die beiden Hochöfen künden noch vom einstigen Hüttenwerk und sollen dem geplanten Gewerbegebiet Identität geben. Der Plan zeigt den Zusammenhang der beiden Phoenix-Flächen mit dem Zentrum von Hörde in der Mitte.**

Foto: Hans Blossey/Stadt Dortmund; Rahmenplan: Stadt Dortmund/Stegepartner Architektur und Stadtplanung

der abnehmenden Mobilität der Bürger und dem steigenden Aufwand für den Unterhalt der mit den ausufernden Städten immer kostenintensiveren Netze zieht. „Gender mainstreaming“, so war danach allen Teilnehmern klar, ist ein Thema des letzten Jahrhunderts, und muss es sein, solange diese Fragen unbeantwortet bleiben.

Phoenix-West und -Ost passten insofern gut zu diesem historischen Blickwinkel, als beide Quartiere mit den althergebrachten Werkzeugen neu gedacht wurden: Viel hilft viel, so das Motto, mit dem in den Amtsstuben eine „Vision“ erdacht und übergestülpt wird, anstatt die frei gewordenen Werksareale erst einmal für die Bürger zu öffnen und abzuwarten, was sich entwickelt. So wurde nach dem Beutezug der Chinesen großflächig abgeräumt, als hätten die Planer und Politiker Angst, die Kontrolle zu verlieren. Aus Phoenix-Ost wird nach der voluminösen Dekontamination des Erdreichs ein schöner See, gesäumt von Ein- und Mehrfamilienhäusern, auf Phoenix-West, wo immerhin Teile des Werks erhalten bleiben, soll

peppige Fußgängerzone, in der Ein-Euro-Shops, Trink- und Spielhallen auf Kundshaft warten.

Die im Tagungsuntertitel untergebrachte „Genderperspektive“ – sie ist dem Veranstalter, dem Zentrum Frau in Beruf und Technik in Castrop-Rauxel, geschuldet – spielte im Verlauf des Tages also zu Recht keine Rolle: Denn, darauf verwies mit Christiane Thalgott, Münchens langjähriger Stadtbaudirektorin, gleich die erste Referentin, andere Fragen sind für die Zukunft unserer Gesellschaft und unserer Städte viel drängender: etwa die nach dem Sinn solcher Großprojekte überhaupt, bedeuten diese in einer schrumpfenden Gesellschaft doch nichts anderes als eine Umverteilung zu Lasten vorhandener Quartiere.

Die Frage, welche Auswirkungen die Umwidmung der rund 150 Jahre der Öffentlichkeit entzogenen Areale auf die angrenzenden Quartiere hat und wie umgekehrt die Situation dort über Wohl und Wehe der Neuentwicklung mitentscheidet, lässt sich an einem Ort wie diesem also trefflich diskutieren. Phoenix-Ost und -West nehmen den historischen Kern von Hörde quasi in die Zange, und wie sich dies über anderthalb Jahrhunderte hinweg auf den kleinen Ort ausgewirkt hat, wird jedem deutlich, der einen Fuß ins Hörder Zentrum setzt. Vom Arbeitsleben Gezeichnete, kettenrauchende Schwangere und Kleinkinder in Camouflage-Klamotten zweifelhafter Herkunft schieben sich durch eine zuletzt vor rund zwanzig Jahren so mutwillig wie aussichtslos aufge-



ein Technologiepark mit 15.000 Arbeitsplätzen entstehen, ähnlich jenem nahe der Dortmunder Universität, aber etwas offener im Hinblick auf mögliche Interessenten.

Wie erfrischend und notwendig wirkte im Vergleich dazu das auf die Phantasie der Menschen vor Ort abzielende Projekt „2,3 Straßen“, mit dem der Künstler Jochen Gerz im nächsten Jahr in Dortmund, Mülheim und Duisburg eine Art „Bewohnereschule“ im Sinne von Bazon Brocks „Besucherschule“ veranstalten will, die den Blick für den Alltag der Stadt schärfen soll: Sanierte Wohnungen ein Jahr lang mietfrei anbieten, gucken, wer kommt, und gucken, was passiert, lautet der Versuchsaufbau; 100 Laptops werden unter all den Alt- und Neumietern verteilt, die ihre Beobachtungen in das offene Buchprojekt „1 Jahr“ einbringen möchten. Weg von den Institutionen und Behörden, Veränderung zurück in die Verantwortung der Bürger legen, lautete sein Plädoyer. Das Auditorium klatschte höflich.

**Das „Blaue Land“ zwischen Kochel, Murnau und Sindelsdorf war immer wieder Schaffens- und teilweise auch Wohnort der Künstler, die sich unter dem „Blauen Reiter“ um Franz Marc und Wassily Kandinsky zusammenfanden. Marc selbst liegt in Kochel begraben. Das seit 1986 in einer Gründerzeitvilla bestehende Franz-Marc-Museum wurde jetzt durch die Zürcher Architekten Diethelm & Spillmann um einen Anbau mit Ausstellungsräumen erweitert.**

Fotos: Roger Frei



## ERWEITERUNG

### Landschaft Rahmen | Franz-Marc-Museum in Kochel am See

Wer sich dem Franz-Marc-Museum vom Besucherparkplatz an der Mittenwalder Straße her nähert, bemerkt – abgesehen davon, dass die Terrasse nun bewirtschaftet ist – zunächst keinen Unterschied zu früher, so geschickt fügt sich der Neubau in die steile Hanglage ein. Die bis Ende 2006 als Museum genutzte Jahrhundertwende-Villa über dem Kochelsee versprühte zwar den Dielen-knarrenden Charme eines Heimatmuseums, war aber mit den nur knapp 200 Quadratmetern Ausstellungsfläche nach 20 Jahren längst zu klein geworden; außerdem hatte der Stifter und Museumsgründer Otto Stangl schon anlässlich der Eröffnung des Museums im Jahr 1986 von einem Erweiterungsbau geträumt, in dem „die Weiterentwicklung der modernen Kunst in der Nachfolge des *Blauen Reiters* angedeutet“ werden sollte. Den noch zu erleben, war ihm nicht mehr vergönnt: Der Münchner Galerist und Nachlassverwalter von Maria Marc, der Witwe des Künstlers, starb 1990; die gemeinsam mit seiner Frau Etta in fast 50 Jahren zusammengetragene, mehr als 2000 Werke umfassende Sammlung bildet den Grundstock des Museums.

Mit dem Ergebnis wäre Stangl aber sicher zufrieden gewesen. Die 2005 als Sieger aus einem eingeladenen Wettbewerb hervorgegangenen Zürcher Architekten Diethelm & Spillmann sanierten den Altbau und stellten ihm in 18-monatiger Bauzeit einen schlanken dreigeschossigen Kubus zur Seite. Als Fassadenmaterial für den massiven Ziegelbau wählten sie horizontal geschichteten Crailsheimer Muschelkalk in unterschiedlichen Höhen und Längen, dessen „sägerau“ belassene Oberfläche an sonnigen Tagen ein lebhaftes Licht- und Schattenspiel zeigt. Das neue Ausstellungsgebäude bildet mit dem Altbau – der nun neben dem Restaurant die Verwaltung, das Archiv, die Museums-pädagogik und die Direktorenwohnung im Dachgeschoss beherbergt – einen Hof; ein Glasgang verbindet die beiden Teile des Ensembles.

Die Grundrisse des Neubaus basieren auf einer kammerartigen Struktur: Kleinere, in den Farben des „Blauen Reiters“ gehaltene Kabinette wechseln sich mit gut proportionierten größeren Sälen ab, was dem Museum einen fast wohnlichen Charakter verleiht – ein Eindruck, der durch den Fußboden aus geräucherter Eichenstabparkett noch unterstrichen wird. Im Foyer dominieren dagegen Travertin und blockhaft reduzierte Eichenmöbel: Garderobe, Schließfächer, eine Sitzzecke, die Verkleidung des Behindertenfahrtuhls und der Verkaufstresen. „Aufgrund der vielen lichtempfindlichen Arbeiten der Sammlung wurde von

einem Tageslichtkonzept abgesehen. Die wenigen Fenster gelten deshalb in erster Linie der schönen Umgebung“, heißt es in der Baubeschreibung von Dietrich & Spillmann. Das ist gelinde gesagt untertrieben: Die fast geschossenen Kastenfenster „rahmen“ die Landschaft und werden selbst zu Exponaten – am eindrucksvollsten in dem bis auf vier Korbstühle und eine japanische Stehlampe leeren Erker im zweiten Obergeschoss, der den spektakulären Blick auf den See und die Berge als Triptychon inszeniert.

Mit seinen 700 Quadratmetern Ausstellungsfläche bietet der Neubau erstmals die Möglichkeit, Franz Marc (1860–1916) nicht nur zusammen mit ausgewählten Werken von Wassily Kandinsky, Alexej von Jawlensky, Gabriele Münter, Paul Klee, Alfred Kubin, Heinrich Campendonk, Marianne von Werefkin und Ernst Ludwig Kirchner zu zeigen, sondern auch seine Wirkungsgeschichte bis in die 70er Jahre nachzuzeichnen – und den Bogen dabei von Rupprecht Geigers Farbflächenmalerei über Henri Matisse und Fernand Léger bis zur Gruppe ZEN 49 zu spannen. Finanziert wurde der 6,5 Mio. Euro teure Bau von der Stiftung Etta und Otto Stangl, die auch 80 Prozent der laufenden Kosten trägt: eine Seltenheit in Zeiten von „Stiftermuseen“, deren Namensgeber meist einzige ihre Sammlung als Leihgabe einbringen und im Gegenzug Bau- und Unterhaltskosten der öffentlichen Hand aufzubürden. Jochen Paul

